

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 157. Sie könne mich's glauwe, heut-zudag hot e Frau ihren Krubel mit die Rids. Wie ich noch jung war, do hen die Rinder ein ganz annerer Rie-spedt für ihre Ma un ihren Pa gehabt wie jeh. Wann zu meiner Zeit der Pa ebbs gefagt hot das is en Goh ge-wann; do hen mer uns nit gemudt un wann jemals eins so bohld gemese is un is fassig geworde, bei Galle, do hot's e Derschding kriegt, das es die Wahl enuff gelaufe is. Awwer do braucht's auch en differente Posend un Pa, als wie ich ein hen. Der Phi-lipp is zu isig. Mit den könne die Buwe mache was se wolle un es is ign alles recht, wann se ihn nur seine Ruh fosse. Ich sage Ihnen ich muß mich noch zu Dohi ärgern. Wann mer die Feger ebbs fage duht, dann grombele se un wisse alles besser, un wann ich se ebbs verbiete, dann wer'n se fähig un mache Riemarts daß mer sich for sich selbst scheime mich. Sag ich dann den Philipp, wie mich die Kunne triete, dann sagt er, ich wär awwer auch zu strickt, die Buwe wolle auch e wenig Fonn hen un in dies hier Kontrie do dehte se schon als Wehies dran ge-wöhnt wern, independent zu sein. Wann ich dann sage, daß alles ganz annerfichter wär, wann ich e wenig Supphot an ihn hätt; awwer er wär der reine Hannebambel und hätt noch nit Wädhön genug, e Flei fort zu tische, wann se uff seine Roks hode deht. Dann duht er sich als e Ruhl uff das hohe Rof sege un sagt: Wann du en Mann harwe willst, wo den ganze Dag en Knippel in die Hand hot un die Rinder damit zur Elternlieve erziehe duht, dann hättst du kein etz-jehete Schentelmann heirathe derse, dann hättst du dich einigen Toif oder Preisfetter kriegt solle. Well, wenn er das fage duht, dann werd mich's als e Ruhl schledt. So e dummes Kameel will mit seine Ertzjeheschen blohe; das bis'ne, was er in die Lein weis, das hot er von mich gelernt; von den We-desweier kann er schuhr genug seine Ertzjeheschen lerne. Awwer ich hen ja ganz vergesse, daß ich Ihnen ebbs erzähle wolle, was mich mit die Rids gebähpend is. Den andere Dag se se von die Schul heimkomme un do hot der Bennie gefagt: „Seh Ma, am nächste Sonndag mache mer en Meh-wacht un all die Rids gehn mit.“ Do hen ich gefragt, ob auch die Tiefcher mit deht gehn un do hen se gefagt no se deht nit. Well, hen ich gefagt, dann geht Ihr auch nit. Denti Ihr, ich losse Euch so mitaus Protokschden in die Welt erum laufe? Natt an juhr Leif. Do hot der Bennie gefagt, ich könnt fage was ich wolle, se dehte doch gehn. Well, hen se schon emol so e Frechheit geböt? Off Rohrs hen ich se all verhammatfagt, daß se gedent hen, en Adspreschtrehn hätt se getrode. Wie ich awwer mit se durch war, do hot der Bennie gefagt: Un wann du uns doht schmeiße dehtest, mer gehn doch an den Mehwocht. Do is grad der Philipp heim komme un den hen ich die Geschicht brühwarm verzählt. Awwer der hot gefagt: „Well, ich kann auch nit seh, for warum du die Buwe nit den Fonn hen willst losse? Do hen ich dann do gestanne, blamirt von omwe bis unne un war nit ehbel nur ein Wort zu sage. Den Philipp hätt ich in Kindlingwut tshnehmliche könne, den Weg hen ich gefühlt. Er hot sich dann alle Infirmeschen von die Rids gewone losse, wo se hin wolle, wann se starke dehte un wann se wider heim komme dehte un alle Enfersen fin zu seine Sättisfätschen ausgefalle un do hot er gefagt, well, se sollte nur gehn, die Ma hätt se nur e wenig schlechtere wolle. Schlehre wolle? hot der John-nie gefagt, se hot uns jo putkieniher doht geschmiss. Sell hot die Ma auch nit so böß gemeint, hot der Phil gefagt, geht nur jeh, un beheft euch un wann Ihr e paar Cents brauche duht, dann sagt's nur die Ma, die giebt euch was Ihr wollt.“ Do fin die Rids mit Hurrah an die Stritt un ich hen jeh meine Worte wider gesunne. Well, jeh hen ich ammer auch ebbs zu fage gehabt. Schiefwisch, was hen ich den Bruder e Daunkfahung gewone. Kein Wort hot er gefagt un er hot mich ganz still angehört, bis ich doch war. Ich hen jeh e latt böse Adspreschens von ihm edspedtet, awwer er hot nur geschmeilt un hot gefagt, er deht artig gut gleiche, wann ich so mähd wär, do könnt er immer so recht stödie, wie recht der Mann gewese wär, wo gefagt hot, daß in jedem Mensche e Wehie schlofe deht un wann ich so rehning mähd wär, do könnt er immer nochstiffe, wie die Wehie uff-wache deht. Das hen ich nit gleiche un ich hen mein Meind uffgemacht, daß ich von jehnt an mei Temper e we-nig mehr kontrolle wolle un for den Riesen hen ich auch gleich gefart. Well, hen ich gefagt, ich hen jo eigentlich nids dagege wenn die Buwe e wenig Fonn hen wolle, ich fin nur so effrecht,

es deht se ebbs häppene un dann müßt ich mich doch so lang wie ich lewe den Blehm gewone. Wann du denkst es is ahltreit, dann solle se gehn. Der Phil is ganz surpreist gemese, wie er mich den Weg hot tafte höre un er is so häppie geworde, daß er mich en Riß gewone hot. Off Rohrs duht ich so en Montfieschen nit gleiche, awwer ich wollt doch nit schon wider en Fohf reche, un do hen ich das alte Kameel gehn losse. Die Buwe sin auch wider ins Haus komme un wie se gehört hen, daß ich nids mehr geze ihren Mehwocht gehabt hen, do fin se so froh gemese wie den Dag befor Kristmef. Ich hen sellen Dag e ganze Latt drinwer nachgedent, daß es doch e darnfeint besser is, wann mer als emolg trumm grad sein läßt un wann mer die Buwe auch emol ihren eigene Wille läßt. In mein nächste Schreibebrief will ich Ihnen sage, wie der Mehwocht ausgegan is. Dann komme se mehbie zu die Zimwezeugung, daß ich in die erste Lein gar nit so artig aus den Weg gewese sin, wie ich die Buwe verode hen, zu gehn: Un wann wider emol e Kweftschen in Riegards zu die Rids uffkomme duht dan sprech ich das letzte Wort un dont juh fergetz it.
Mit beste Riegards
Yours
Lizzie Hanstengel.

Die Farbe der Augen und die Liebe.

In einem Vortrage in der Londoner Royal Institution versuchte Professor Karl Pearson den Nachweis zu führen, daß die Wahl der beiden Geschlechter von bisher unbekanntem natürlichen Einflüssen bestimmt werde. Der englische Gelehrte kam nach umfassenden Erhebungen zu dem Ergebnis, daß in der weitaus großen Mehrheit großer Männer große Frauen, kleine Männer kleine Frauen heiratheten, und die dieselbe Spannweite der Finger und verhältnismäßig gleiche Länge des Vorderarmes besaßen. Auch die Farbe der Augenspiele bei der Eheswahl eine große Rolle. Blauäugige Männer heiratheten fast stets blauäugige Frauen, ohne sich darüber klar zu sein. Unter tausend Männern will Professor Pearson 363 mit blauen Augen gefunden haben; 312 hätten grüne, 127 nußbraune, 94 braune besessen. Die Augen der Frauen seien durchschnittlich etwas dunkler, und nur 286 Mädchen von 1000 hätten blaue Augen.

Abenteuer eines Fremdenlegionärs.

Trotz der traurigen Erfahrungen, welche die abenteuerlustigen jungen Leute in Afrika machen, zieht es, wie ein Straßburger Korrespondent schreibt, noch immer zahlreiche Eiferer nach der Fremdenlegion.
Vor Kurzem ist ein Einwohner des Vogesenstädtchens Zabern, Namens Stiegler nach achtjähriger Abwesenheit wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Die Erlebnisse des jungen Eiferers, der aus Furcht vor dem deutschen Militärdienst sein Heil in der französischen Fremdenlegion suchte, sind besonders wildbewegte gewesen. Im Mai 1897 trat Stiegler beim zweiten Fremdenlegionsregiment in Oran in Dienst. Die furchtbare Strenge, mit der er behandelt wurde, gefiel ihm nicht, weshalb er eines Tages zu desertieren beabsichtigte. Er zündete zu diesem Zwecke sein Bett an, im Glauben, bei einer allgemeinen Panik während des Brandes besser entweichen zu können. Der Plan mißlang, und Stiegler wurde zum Tode verurtheilt. Auf ein Gnadengesuch hin wurde die Strafe in Deportation umgewandelt. Der Verurtheilte kam zur Abbüßung seiner Strafe unter anderem auch auf die durch den Kapitän Dreßfus bekannt gewordene Teufelsinsel. Glücklicher als sein Vorgänger, gelang es ihm, mit fünf Schiffsaltsgegnossen zu entweichen. Ein englisches Schiff nahm die Flüchtlinge auf und lieferte Stiegler den deutschen Behörden aus. Stiegler wurde zur deutschen Marine ausgehoben und hat vier Jahre ge-dient. Nach achtjähriger Abwesenheit ist der interessante Abenteuerer jetzt wieder in die Heimath zurückgekehrt.

Ein „perfektes“ Stubenmädchen.

Frau Oberförster A. hat ein neues „perfektes Stubenmädchen“ gemietet. Beim ersten Tischbeden fragt Frau A.: „Na, versprechen Sie das auch richtig?“ „Natürlich“, antwortet gekränkt die Perfekte. „Naa schön, also unten die flachen Keller, oben die tiefen,“ sagt Frau A. in Hinausgehen noch zur Privatunterhaltung. Als sich die Familie zu Tisch setzt, bietet sich den entsetzten Augen folgendes Bild dar: Auf dem Tisch stehen die tiefen Keller, unter dem Tisch die flachen. Frau A. klingelt nach der „Perfekten“. „Sagen Sie un Gotteswillen, was haben Sie sich dabei gedacht?“ fragt sie, ent-rückt auf die Garnitur auf den Die-len zeigend. „Na ja,“ sagt gekränkt darauf die „Perfekte“ — „ich dachte für die Knochen!“

Verrückt.

Militärhumoreske von Freiherr v. Schlich.
„Na, bante, das Wetter kann so bleiben.“
Fluchend und scheltend trat ein Leutnant des Infanterie-Regiments nach dem anderen in die festlich erleuchteten Räume des Casinos, und Jeder, der eben eintrat, erzählte den Anderen, die eben eingetreten waren: „Es ist ein Sauwetter.“ Das war für Alle keine Neuigkeit, aber wie man keine größere wußte, wurde sie dennoch eifrig besprochen.
„Na, laßt den Schneesturm toben, so schlimm er will, was geht es uns an,“ meinte endlich ein Kamerad, „noch fünf Minuten, dann geht wir zu Tisch und feiern ein feuchtfrohliches Liebesmahl.“
„Weshwegen feiern wir eigentlich heute schon wieder?“ fragte ein junger Leutnant, der kleine Platen. „Es sind noch keine drei Wochen her, daß wir in derselben Veranlassung zusammen waren, und heute schon wieder, weshalb?“
Der kleine Platen bemerkte die erstaunten Gesichter, er wurde etwas verlegen und suchte sich zu vertheidi-gen: „Ich meine nur, ich habe heute Nachmittag auf meinem Abreißkalender nachgesehen, da steht: „Kaiser Karl der Vierte gestorben 1378, W. Kauff geboren 1802, die französische Armee beendet ihren Ueberzug über die Berezina 1812 — diese Ereignisse feiern wir doch heute gewiß nicht?“
Ein erfahrener Oberleutnant Nemma das Glas ins Auge und sah den Sprecher an: „Junger Freund, es giebt Erinnerungstage, die nicht auf Ihrem Abreißkalender verzeichnet sind, und die doch unbedingt gefeiert werden müssen. Zum Beispiel — und zum Beispiel — — — der Herr Ober dachte nach, aber es fiel ihm absolut nichts ein, und deshalb fuhr er nach einer kurzen Pause unbeirrt fort: — — — Außer diesen beiden von mir eben angeführten Beispielen giebt es natürlich noch zahllose andere, aber die Hauptsache ist, das Liebesmahl ist von dem Herrn Oberst befohlen — was befohlen ist, wird gemacht, und zwar ohne erst zu fragen: wieso, warum und weshalb. Das nennt man die Dienstfreudigkeit.“
Der Eintritt des Herrn Oberst machte dieser Belehrung ein Ende, eineallgemeine Verbeugung, eine geistreiche Bemerkung des Kommandeurs über das ideale Wetter, dann meldete der Kasino-Unteroffizier, daß die Suppe aufgetragen sei. Die Regimentsmusik spielte den Einzug der Gäste auf der Wartburg, die Flügelthüren zum Speisesaal wurden geöffnet, und in langem, feierlichem Zuge ging es zu Tisch.
Man mußte der Diktation lassen, sie hatte ein gutes Menü zusammen-gestellt; mit ein Duzend holländischer Lustern pro Mann und Rafe hing die Saute an, und so herrichte gleich zu Beginn der Tafel eine frohliche Stimmung. Jeder schwur sich im Stillen, den lieben Herrgott wieder einmal keinen guten Mann sein lassen und ge-hörig zu feiern.
„Nur Einer schwur nicht mit, der kleine Platen, der trant nicht einmal Sekt zu seinen Lustern, sondern eine halbe Flasche Curius.“
„Aber Kind, wie kann man nur?“ fragte ihn ein Kamerad.
„Warum soll man denn nicht können?“ gab er zur Antwort, „ich trinke nur dann Sekt, wenn ich ein frohes Ereigniß feiere; aber nur so? — das macht mir keinen Späß.“
Und wieder schenkte sich die Kamera-den an: wie konnte es Jemand nur seinen Späß machen, egal Sekt zu trinten?
Nach den Lustern mit Champagner kam Bouillon mit Schern, dann Fisch mit Brauneberger Auslese, und dann kam der Braten mit der Rede des Herrn Oberst auf das schöne Regiment, das zu führen er die Ehre habe, auf das Offizierkorps, dessen Dienst-freudigkeit über jeden Zweifel erhaben sei, und auf den Kaiser, den obersten Kriegsherrn, das glänzende Vorbild treuester Pflichterfüllung.
Dann kam ein dreimaliges Hurrah, das dem Kaiser, dem Offizierkorps und der eigenen Dienstfreudigkeit galt. Und dann kam ein Telegamm.
Dieses Telegamm war nicht im Programm vorgesehen, und sein Erscheinen erregte allgemeine Aufmerksam-keit.
„Passen Sie auf,“ flüsterte ein Oberleutnant seinem Nachbar zu, „in dem Telegamm steht was drin!“
„Und der Herr Ober behält Recht: in dem Telegamm stand wirklich „was drin.“ Das „Was“ erfuhr er, als der Oberst jeht an sein Glas schlug: „Meine Herren, ich erhalte soeben ein Telegamm von der Division. Das Regiment wird morgen früh um 6 Uhr zu einer großen Gesellschabung gegen die Nachbar garnison ausrücken. In Ihrem eigenen Interesse rathe ich Ihnen deshalb: trinken Sie nicht zu viel.“
Tobtenfille folgte diesen Worten, Alle waren starr. Der blonde Herr Hauptmann schüttelte ganz unwillkürlich nach seinen Zähnen, die er sich erst kürzlich gefaßt hatte, und untersuchte sie daraufhin, ob sie auch festhoben, und der dicke Herr Major strich sich über sein Toupet, ihm war es, als ob

das Dings ihm plötzlich vom Kopf gefallen wäre. Starres Entsetzen hielt Alle gefangen: bei dem Wetter eine große Uebung anzusetzen, das war — — — das war — — — ja, was es war, das konnte Niemand so schnell ausbenten, aber auf jeden Fall war es etwas.
Da erklang in das tiefe Schweigen hinein die Stimme des jungen Platen: „Ordnung, eine Flasche Sekt!“
Zum Glück hatten die Instrumente der Regimentsmusik in diesem Augenblick die Töne wiedergefunden, die sie vorher verloren hatten, so setzten sie denn mit einem flotten Marsch ein, sonst hätte der Herr Oberst auch sicher den jungen Leutnant darauf aufmerk-sam gemacht, daß es mehr als unpassend sei, sich unmittelbar nach der Er-mahnung, solche zu bleiben, ostentativ eine Flasche Champagner zu bestellen.
Der Wein kam, und der junge Platen trant das erste Glas mit der Miene eines äußerst vergnügten Menschen.
„Wenn Sie vorhin lauren Mosel tranken, müßten Sie jetzt eigentlich Ricinusöl trinken“, meinte ein älterer Kamerad.
„Da irren Sie sich sehr“, lautete die Antwort, „ich sagte schon vorher, ich trinke nur dann Champagner, wenn ich ein freudiges Ereigniß feiere. Und das ist jeh der Fall. Ich bin wirklich glücklich über die eingegangene Depesche und feiere die morgige Uebung.“
Dem Kameraden fiel das Glas aus der Hand: „Sie sind verrückt.“ Dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Platen freut sich auf die morgige Uebung.“
Hätte der Nachbar ein Glas in der Hand gehabt, so hätte er es auch sicher fallen lassen, so aber sagte er nur: „Er ist verrückt.“ Dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Platen freut sich auf die morgige Uebung.“
Und von Mund zu Mund ging die Kunde, bis sie zu dem Herrn Oberst gelangte. Und Alle blickten gespannt auf den Kommandeur, was der wohl dazu sagen würde. Der hob sein Glas: „Ich höre soeben, Platen, daß Sie sich auf die morgige Uebung freuen, das ist brav von Ihnen, das gehört sich auch so. Profit, lieber Platen!“
Das sagte der Oberst offiziell, er konnte ja auch nichts anderes sagen, dann aber wandte er sich an den Herrn Oberleutnant, der neben ihm saß, und sagte mit halbblauer Stimme: „Er ist verrückt.“
Der Herr Oberleutnant sagte es seinem Nachbar, und der sagte es wieder seinem Nachbar, und von Mund zu Mund ging es abermals: „Er ist verrückt.“ Nicht ohne eine gewisse Theilnahme blickten Alle auf den jungen Platen, den aber ließ es ganz kalt, was die Anderen über ihn dachten und über ihn sprachen, er trant in aller Ruhe seine Flasche leer, und als er sie leer getrunken hatte, bestellte er sich die zweite, und dann bestellte er sich die erste zum zweiten Mal, und der zweiten ersten folgte die zweite zweite, bis er endlich als Lechter das Kasino verließ, um seine in der Kaserne be-legene Wohnung aufzusuchen.
Als der Bursche wenige Stunden später in das Zimmer trat, um seinen Herrn zu weeden, lag dieser der Länge nach in voller Uniform auf seinem Bette und schnarchte wie sechs Wilde.
„Herr Leutnant, es ist die höchste Zeit, die Compagnie tritt schon an, der Herr Leutnant müssen aufstehen.“
Aber der Herr Leutnant rührte und regte sich nicht.
Der Bursche nahm seinen ganzen Muth zusammen, er holte tief Athem und schrie seinem Herrn mit der Kraft seiner Lungen ins Ohr: „Aufstehen!“
Jeder Andere wäre mit einem Schrei entsetzens in die Höhe gefahren, jedem Anderen wäre erbarmungslos das Trommelfell gesprungen — der Herr Leutnant aber öffnete nur für den zehnten Bruchtheil einer Sekunde ein Auge, denn es fehlte ihm an Kraft, beide aufzuschlagen, und er sagte nur das eine Wort: „Verrückt.“
Gleich darauf schnarchte er weiter, und so mußte das Regiment ohne ihn in den Kampf ziehen.
Als der Oberst davon erfuhr, blickte er lange nachdenklich vor sich hin, dann wandte er sich an seinen Adjutanten: „Der Fall ist schwierig. Wenn der junge Platen sich wirklich auf die heutige Uebung freute und sich in der Freude seines Herzens betrank, dann ist er mit seinem Zimmer und damit, daß er nun zu Hause bleiben muß, hart genug bestraft. Hat er aber seine Freude nur geheuchelt, um mich zu täuschen, und hat er sich nur deshalb sinnlos betrunken, um todlicher die Zeit zu verschlafen, dann herrere ich ihn erbarmungslos für fünf Tage ein.“
Und nach reiflicher Ueberlegung sperre der Herr Oberst seinen Leutnant erbarmungslos fünf Tage ein, denn er konnte es nicht glauben, daß ein Leutnant thatsächlich so verrückt gewesen war, sich auf die Uebung zu freuen.
„Gesucht wird (durch die Meraner Zeitung) für Juni in ein Herrschafts-wäre eine tüchtige, verlässliche Kinder-wärterin in gelehrtm Alter, welche auch einige Hausarbeit verrichtet.“ Ge-einert wäre es doch, wenn sich die Eltern selber der Hausarbeit unter-zögen, falls die Kinder nun einmal geprügelt werden sollten.

Eine schwere Last.

Zwischen Frankreich und Italien an der Küste des mittelländischen Meeres liegt ein kleines, sehr kleines Reich. Dieses Reich ist das Fürstenthum Monaco. Das Reich hat weniger Einwohner als ein großes Dorf, alles in allem 6000, und Land ist so wenig vorhanden, daß auf jeden Bewohner nicht ein Morgen entfällt. Aber ein richtiger Herrscher ist in dem Land. Dieser Herrscher hat ein Schloß, und Höflinge, und Minister, und Generale, und er hatte auch ein Heer.
Ein kleines Heer, insgesammt 80 Mann, aber immerhin ein Heer. Einkünfte hat der Fürst wenige. Steuern liegen, wie überall, auf Tabak, auf Wein, auf Branntwein; und es gibt auch eine Einkommensteuer; aber wenn auch in Monaco getrunken und geraucht wird, so sind doch nur wenige Einwohner da — und der Fürst würde keine Höflinge und Beamten und sich selbst nicht ernähren können, wenn er nicht eine besondere Einkünfte hätte. Diese besondere Einkünfte in seinem Reich rührt von einer Spielbank her, der Roulette. Die Leute spielen, gewinnen, verlieren, und der Pächter hat stets den Profit. Und von der Einnahme bezahlt der Pächter dem Fürsten hohe Abgaben. Die hohen Abgaben bezahlt er deswegen, weil solcher Spielbanken jeh nur noch eine in ganz Europa existirt. Der Fürst von Monaco weiß, das es ein garstiges Unter-nehmen ist, aber was soll er machen? Will doch leben. Und von Tabak und Branntwein leben ist auch nicht besser. So lebt denn also dieser Fürst, regiert, häuft Geld zusammen, und hat an seinem Hofe alle Sitten richtiger großer Könige eingeführt.
Er läßt sich ebenso krönen, veranstaltet Umzüge, ertheilt Belohnungen, läßt hinrichten, begnadigt, bat Paraden, beratende Versammlungen, Gesetze und Gerichte. Alles wie bei richtigen Königen. Nur alles sehr klein.
Nun, da kam einmal vor Jahren in diesem Fürstenthum ein Mord vor. Das Volk in dem Land ist friedlich und vordem gab es solche Verbrechen nicht. Es wurde ein Gericht konstituiert, wie es sich gehört, und man begann zu richten, wie es sich ziemt. Da waren Richter, Staatsanwälte, Geschworene und Bertheidi-gere. Man urtheilte und verurtheilte den Verbrecher, ihm sollte der Kopf abgehauen werden. Schön. Wurde dem Fürsten gemeldet. Der Fürst las das Urtheil, bestaunte es. Also eine Hinrichtung. Die Sache hatte nur einen Haken: Es gab in dem Fürstenthum weder eine Guillotine, um den Kopf abzuhauen, noch einen Henker. Die Minister überlegten hin und her und beschloßen, an die fran-zösische Regierung die Anfrage zu richten: Ob die Franzosen ihnen für kurze Zeit eine Maschine und einen Henker überlassen könnten — und was die Sache kosten würde? Man schickte ein Schreiben hin. Acht Tage darauf bekam man die Antwort: Die Maschine und den Henker könnte man schiden; die Kosten betrügen alles in allem 16,000 Francs.
Dem Fürsten wurde Bericht er-stattet. Er überlegte hin und her — 16,000 Francs! Soviel Geld, sagte er, ist der Schuft nicht werth. Giebt es denn nicht billiger? 16,000 Francs: Das bedeutet ja eine Steuer von über zwei Francs für jeden Ein-wohner! Wird ihnen schwer fallen. Werden vielleicht rebelliren!
Wurde eine Versammlung einberufen, wie die Sache zu erledigen sei. Man beschloß, in derselben Angelegenheit an den König von Italien zu schreiben. Die französische Regierung sei eine Republik, die Könige nicht sehr schähe; der König von Italien dagegen sei Seinesgleichen, der würde es schon billiger machen. Man schrieb und bekam bald Antwort. Die ita-lienische Regierung (damals wurde in Italien noch hingerichtet) erwiderte: Man würde die Maschine und einen Henker mit Vergnügen schiden. Die Kosten für alles, einschließlich der Reise, würden 12,000 Francs betragen. Das war billiger, aber immer noch theuer. Auch soviel Geld war der freche Bursche nicht werth. Man immer noch zwei Francs Steuer für jeden Einwohner heraus! Wieder wurde eine Versammlung einberufen. Man beriet hin und her, ob es denn nicht billiger ginge? Ob man denn nicht einen Soldaten nehmen könnte, der ganz einfach den Kopf abhauen würde? Die übteleten ja doch im Kriege. Soldaten würden darin ja unterrichtet.
Der General sprach mit den Sol-daten, ob nicht jemand die Sache übernehmen wolle? Aber kein Soldat hatte Lust dazu. Nein! sagten sie, wir verstehen das nicht und haben's nicht gelernt. Was nun? Man über-legte wieder hin und her, berief Ver-sammlungen, Kommissionen, Sub-kommissionen, und beriet weiter. Man muß, sagte jemand, die Todes-strafe in lebenslängliches Gefängniß umändern. Auf diese Weise läßt der Fürst Gnade walten, und die Aus-gaben sind geringer. Der Fürst gab seine Zustimmung und begemäh wurde beschloßen. Das Malheur war nun, daß ein besonderes Gefängniß, um jemanden auf Lebenszeit einzu-sperrern, nicht vorhanden war. Da waren so kleine Hundelöcher, in die jemand kurze Zeit eingesperrt wurde — ein solches Gefängniß aber, für lebenslängliche Enterkerung, gab es nicht. Nun, man machte dennoch einen Raum ausfindig. Brachte den Bur-schen hinein. Stellte einen Posten davor.
Der Posten hielt Wache und holte

das Mittagessen für den Verbrecher aus der Schloßküche. So sah der Bursche sechs Monate, sah ein Jahr lang. Ende des Jahres verglich der Fürst Ausgaben und Einnahmen, und sah: Da hand ein neuer Ausgabe-posten: „Unterhalt des Verbrechers!“ und der war nicht klein.
Ein besonderer Wachtposten und dann die Verpflegung! Kam im Jahr 600 Francs heraus. Der Bur-sche aber war gesund, würde noch seine 50 Jahre leben. Man kann leicht ausrechnen, was da herauskam. Ein großer Betrag. So ging das nicht! Der Fürst berief seine Minister: „Denti einmal nach,“ sagte er, „wie wir mit dem Taugenichts billiger fertig werden!“
Die Minister überlegten hin und her. Einer sagte: „Sehen Sie, meine Herren, nach meinem Dafürhalten kann man den Wachtposten entlassen!“
Ein anderer sagte: „Ja, aber dann läuft er weg.“
Dem Fürsten wurde Bericht erstat-let. Er gab seine Zustimmung. Der Posten wurde entlassen. Man gab acht, was geschah würde, und sah: Als die Essenszeit da war, kam der Verbrecher heraus, suchte den Posten, fand ihn nicht und ging zum Mittag-essen in die Schloßküche. Er nahm, was man ihm gab, lehrte ins Gefäng-niß zurück, schloß hinter sich ab und blieb dort. Am nächsten Tage das-selbe. Er ging, um sich Essen zu holen, aber nicht um fortzulaufen. Was nun? Wieder überlegte man. Man muß, hieß es, ihm direkt sagen, daß wir ihn nicht brauchen. Sag er gehen! Gut. Der Justizminister be-ruft ihn zu sich und sagt:
„Warum gehen Sie nicht? Der Posten ist nicht mehr da. Sie können oeken, wohin Sie wollen. Den Für-sten trinkt das nicht.“
„Den Fürsten,“ sagt jener, „fränkt er wohl nicht, aber ich kann nigrns sein. Wohin soll ich mich wenden? Ihr habt mir durch das Urtheil ein Brandmal aufgedrückt, jeh nimmt mir niemand mehr, ich bin von allem ausgeschloßen. Ich jeh verheißt mit mir umgeprungen. Das taugt nicht. Sattet mich zum Tode verurtheilt, schön. Hättet mich dann auch hin-richten müssen — aber das habt Ihr nicht oethan. Das ist Nummer eins. Ich bin nicht schuld daran. Dann habt Ihr mich zu lebenslänglichem Ge-fängniß verurtheilt und einen Posten hineingesetzt, der mir Essen bringen sollte, und habt dann diesen Posten wieder fortgenommen. Nummer zwei. Ich bin wieder nicht schuld daran. Hab' mir mein Essen selbst geholt. Jeh sagt Ihr: „Geh fort! Nein, macht was Ihr wollt, ich gehe nicht!“
Was nun? Wieder eine Versamm-lung: Was soll man machen? Er geht nicht. Man überlegt hin und her: muß ihm eine Pension ausgeben, sonst wird man ihn nicht los. Bericht an den Fürsten. Nichts zu machen, sagt der, loswerden müssen wir ihn. Und es werden ihm 600 Francs ausgewor-fen und ihm dieses mitgeteilt.
„Also gut,“ sagt er, „wenn Ihr jehs pünktlich bezahlt, dann gehe ich.“
Er erhielt das Geld im Voraus, verabschiedete sich von allen und ver-ließ das Fürstenthum. Im ganzen eine Viertelstunde Eisenbahnfahrt. Er fuhr fort, stiebete sich in der Nähe an, kaufte ein Stüchden Land, legte einen Garten an und lebt nun wohl und guter Dinge. Zur bestimmten Zeit fährt er hin, um seine Pension in Empfang zu nehmen. Hat er die bekommen, so geht er ins Spielhaus, feht 2-3 Francs, gewinnt oder ver-liert, je nachdem, und fährt wieder nach Hause. So lebt er friedlich und gemüthlich.
Nur gut, daß das Verbrechen nicht dort begangen worden ist, wo den Leuten die Ausgaben fürs Kopf-ab-schneiden, oder für lebenslängliches Ge-fängniß nicht leid thun.
Leo. N. Tolstoi.

Andreas Hofers Gewehr.

Ueber die Schicksale, die das Ge-wehr Andreas Hofers erlebt hat, mach-te die „Bozener Zeitung“ folgende Mit-theilungen: Andreas Hofers Gewehr befindet sich im Besitze des Herrn Dr. Hermann Schorhoff in Hanerau bei Rendsburg, der es von seinem Vater geerbt hat. Dieser, Herr Adolf Schor-hoff, war Wittvater im schleswig-holsteinischen Freiheitskriege 1848 bis 1850. Er machte den Feldzug als Freiwilliger im Schützenkorps mit. Begeistert von den Heldenthaten dieses Korps, sandten die Tiroler Schützen das Gewehr Andreas Hofers, dem besten Schützen der schleswig-holsteinischen Arme“ und als solcher wurde von seinen Vorgesetzten und Kamera-den der Schüße Adolf Schorhoff be-zichnet. Von seiner Treffsicherheit wissen alle Leute noch manches Stück zu erzählen. So war er zum Beispiel einst zum Schützenfeste in Rendsburg eingetroffen. Der Schatz auf dem Schützenhause hat ja kein Auge, sagt er im Scherze und wies auf die Wet-terfahne. Gleichzeitig legte er das Ge-wehr Andreas Hofers an, der Schatz trachte, die Kugel ganz durch den Klei-nen Kopf und seit jener Zeit hat der Wetterhahn „ein Auge“.
Vernünftlich wird die französische Regierung demnach erklären, sie habe keine Ahnung davon gehabt, daß die russischen Kriegsschiffe, die sich in den französischen Häfen verproviantirt haben, zum Kampfe gegen Japan be-kümmt waren.